

Umschau

UM DAS KATHOLISCHE LUTHERBILD

Johannes Cochläus (1479—1552), der unter den zeitgenössischen Gegnern Luthers als Verteidiger des katholischen Glaubens hervorragt, veröffentlichte nach zahllosen Streitschriften im Jahre 1549 ein großes, zusammenfassendes Werk in lateinischer Sprache: „Commentaria de Actis et Scriptis Martini Lutheri Saxonis“. Es war von katholischer Seite die erste Gesamtdarstellung, die sich zum Ziel setzte, Luthers Taten und Schriften vom Thesenanschlag bis zu seinem Tode genau zu erforschen und in zeitlicher Folge darzulegen. Zugleich aber sollte die Gestalt Luthers mit der ganzen religiösen und geschichtlichen Umwelt der Reformationszeit verknüpft und dadurch diese selbst ins Licht gerückt werden.

Cochläus ging an seine schwierige Aufgabe nicht mit der Kühle des unparteiischen Historikers heran, sondern mit dem Feuer oder auch dem Ingriß des Apologeten und Polemikers. Seine Leser sollten nicht nur über das Luthertum unterrichtet, sondern auch mit dem Bewußtsein erfüllt werden, daß Luther die Kirche verheert und besonders über sein deutsches Heimatland namenloses Leid gebracht habe. Den kommenden Geschlechtern aber wollte Cochläus, wie er in der Widmung seines Buches schreibt, die Mahnung einhämtern, „die Füchse zu fangen, solange sie noch jung sind, ehe sie heranwachsen und, von Aufständen gefördert, sich vermehren und dann nur durch viel Unglück und Unheil erlegt werden können“.

Angesichts dieses Sachverhalts ergab sich für die kritische Geschichtsforschung die Notwendigkeit, die Lutherkommentare des Cochläus auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen. Bei dieser Untersuchung hat sich immer klarer herausgestellt, daß die oft gegen Cochläus erhobene Beschuldigung auf bewußte Fälschung und Lüge sich nicht aufrechterhalten läßt. Aber ebenso gewiß ist, daß Cochläus ein streitbarer Kämpfer voll tiefen Abscheus gegen Luther war und daß er in einer aufs leidenschaftlichste erregten Zeit schrieb, deren Maßlosigkeit in mannigfacher Hinsicht mit dem vergleichbar ist, was wir in den letzten Jahrzehnten selbst erlebt haben — zwei Umstände, die einer objektiven, vorurteilslosen Geschichtsschreibung unzweifelhaft nicht günstig sind. Die Frage nach dem geschicht-

lichen Wert der Commentaria ist also berechtigt und unabweisbar; sie ist aber auch deshalb dringlich, weil die Lutherkommentare des Cochläus nicht in den Bibliotheken verstaubten, sondern die Nachwelt in stärkster Weise beeinflußt haben. Darum hatte Martin Spahn in seiner Monographie über Johannes Cochläus (Berlin 1898, 239) bemerkt: „Während er (Cochläus) für seine Art, die religiöse Bewegung zu beurteilen, durch seine Tagesschriftstellerei kaum einen Anhänger geworben haben dürfte, sind seine Kommentare die Grundlage für die katholischen Darstellungen der Reformation bis auf unsere Tage geblieben.“

Dieser äußerst wichtige und höchste Beachtung verdienende Umstand war für den katholischen Kirchenhistoriker Adolf Herte der Anlaß und Antrieb, sich eingehend mit den Commentaria zu befassen. Er tat dies in einer jahrelangen, mühevollen Arbeit mit einem erstaunlichen Fleiß und Spürsinn und mit einer Akribie, wie sie heute leider immer seltener geworden ist. Nachdem er schon 1915 die Lutherbiographie des Cochläus behandelt hatte, gab er 1935 als Frucht seiner Untersuchungen die Schrift heraus: „Die Lutherkommentare des Johannes Cochläus. Kritische Studie zur Geschichtsschreibung im Zeitalter der Glaubensspaltung“. Sie erschien (352 S.) als Heft 33 der „Reformationsgeschichtlichen Studien und Texte“ im Verlag Aschendorff zu Münster. Ihr Augenmerk war darauf gerichtet, „das weitverzweigte Quellengebiet des Werkes restlos zu durchdringen und seine oft tief verborgenen und vielfach so schwer zugänglichen Quellen in sorgsamer, keinem Zweifel ausweichender Analyse aufzudecken, um so das Eigengut des Buches sicherzustellen und eine zuverlässige Grundlage für die Ausnutzung und Würdigung der Kommentare zu schaffen“.

Diese quellenkritische Untersuchung war aber zugleich Vorarbeit für ein großes Werk über die Nachwirkung der Commentaria. Es sollte „den überraschenden Nachweis erbringen, daß das katholische Lutherbild des In- und Auslandes mehr als zwei Jahrhunderte hindurch aufs stärkste unter dem Einfluß der Commentaria des Cochläus stand, deren literarischer Erfolg ihresgleichen sucht und die im Zeitalter der Gegenreformation eine Wirkung ausgeübt haben, deren sich kein

anderes katholisches Werk in jener Epoche rühmen kann“. Das 1935 angekündigte Werk erschien nun im Jahre 1943 unter dem Titel „Das katholische Lutherbild im Bande Lutherkommentare des Cöchläus“ und umfaßt drei Bände von 332, 369 und 289 Seiten (Münster, Asendorff). Das Buch, dessen Herausgabe mitten im Kriege schon rein technisch eine Leistung war, erregte sowohl bei den Katholiken wie bei den Evangelischen wegen seines Inhaltes und seiner Tendenz großes Aufsehen, das bei dem Zeitschriftensterben jener Tage freilich literarisch weniger hervortrat, aber sich mündlich und brieflich lebhaft äußerte. Verwunderung herrschte eigentlich in beiden Lagern, aber sie trug verschiedene Färbung. Die Evangelischen bekundeten freudiges Erstaunen über die Offenheit, mit der die katholischen Fehlzeichnungen Luthers preisgegeben wurden. Bei den Katholiken schwankte die Stellungnahme zwischen halbem Beifall, Verlegenheit und Entrüstung, abgesehen von einigen, die gewohnheitsmäßig in die Posaune stoßen, wenn Fehler oder Versäumnisse auf katholischer Seite festgestellt oder zugegeben werden.

Wohl die erste ausführliche Besprechung des Buches erschien in der Paderborner Zeitschrift „Theologie und Seelsorge“ (1944, 53—63) von dem angesehenen evangelischen Reformationsforscher Lic. Dr. K. A. Meißinger, der in warmer Anerkennung, ja Ergriffenheit die „bahnbrechenden Ergebnisse“ des Buches hervorhob und der Empfindung Ausdruck gab, „daß die Atmosphäre der Reformationsforschung sich verändert hat“. Da der Verfasser mir befreundet ist, sandte er mir alsbald einen Abzug seiner Besprechung zu mit der Bitte um mein eigenes Urteil über Buch und Sache. Meine Antwort verzögerte sich; denn das Jahr 1944 war geistiger Arbeit nicht günstig. Aber endlich am 7. März 1945 konnte ich ihm den Brief zuschicken, dessen Abdruck hier im Einverständnis mit dem Adressaten erfolgt und anstelle einer Besprechung gelten möge.

Sehr verehrter, lieber Herr Doktor!

Angesichts der außerordentlichen Verhältnisse, unter denen wir nun leben, werden Sie mir gewiß mildernde Umstände zubilligen, wenn ich erst jetzt Ihrem „brennenden“ Wunsch entspreche, Ihnen über das große Werk von Adolf Herte mein Urteil mitzuteilen. An sich hätte es mir näher gelegen, die Beurteilung den Historikern und Lutherforschern von Fach zu überlassen. Aber wenn

ein evangelischer Christ an mich eine ernste Frage richtet, dann ist es meine Gewohnheit, sie offen und ehrlich zu beantworten und mich ihr nicht unter dem Vorwand der Unzuständigkeit zu entziehen. Überdies ist ja das Thema des genannten Buches derart, daß es nicht nur engste Fachkreise angeht, sondern auch für das Verhältnis der getrennten christlichen Kirchen von erheblicher Bedeutung ist. So habe ich denn die drei Bände — was bei der Unerquicklichkeit des Gegenstandes und der Einförmigkeit ihrer Feststellungen nicht viele tun werden — von Anfang bis zu Ende durchgelesen und versucht, mir ein selbständiges Urteil über Inhalt und Form zu bilden.

Es ist nicht meine Absicht, auf geschichtliche Einzelheiten einzugehen, sondern ich möchte Ihnen nur den Eindruck schildern, den die aufmerksame Lektüre des Buches auf mich als einen Freund der konfessioneller Verständigung gemacht hat.

Was zunächst anerkannt werden muß, ist die unerheuere, viele Jahre währende Arbeit, die in diesem Werk Gestalt angenommen hat. Nur eiserner Fleiß, scharfer Spürsinn und zähe Ausdauer konnten es zustande bringen, ohne an seiner Fertigstellung zu verzweifeln. Dazu verbergen sich für den Kundigen hinter dem Werke die Spuren vieler vergeblicher Schritte. Der Verfasser hat sich wirklich durch „ein Labyrinth von Büchern“ (I S. XIV) hindurchgearbeitet und dadurch für alle anderen eine unsägliche Mühe auf sich genommen. Den Nachfolgenden hat er das Suchen nach vielen vergessenen und verschollenen Schriften erspart. Er gibt einen Überblick nicht nur über das katholische Lutherbild, sondern zugleich fast über die ganze kirchengeschichtliche Literatur der Katholiken in den letzten vier Jahrhunderten. Dabei ist alles genau belegt und steht der Nachprüfung offen.

Sodann kann ich Ihnen auf die besorgte Frage in Ihrem Brief vom 25. 10. die beruhigende Antwort geben, daß gegen das Buch keine Bedenken vom katholisch-dogmatischen Standpunkt vorliegen. Jedenfalls habe ich in dieser Hinsicht das Werk inoffensiv pede durchgelesen. Es mag sein, daß mancher manches geschichtlich anders sieht. Auch mögen nicht wenige gerade im Sinn der Zielsetzung des Buches den Wunsch hegen, daß der Verfasser sich einer größeren Ruhe befleißigt hätte, zumal er es den zensierten Autoren arg verübelt, wenn sie ihren Affekten die Zügel schießen lassen. Daher bemerkt H. Hermelink in seiner Besprechung

(„Theologische Literaturzeitung“ Nr. 9/10 v. Sept./Oktober 1944 Sp. 202) zutreffend, daß der Verfasser „sich jeweils von neuem, wie man wohl sagen kann, in einem Entrüstungssturm hineintreiben läßt, der auf katholischer Seite nicht überall Verständnis finden wird“. Aber diese historischen und psychologischen Bedenken berühren nicht das dogmatische Gebiet. Die Frage, die der Verfasser behandelt, ist theologisch gesehen eine *quaestio libere disputata*. Wenn und soweit das bisherige katholische Lutherbild unter dem Einfluß des Cöchläus verzeichnet ist, muß es eben entsprechend der besser erkannnten Wahrheit berichtigt werden; das ist eine Forderung der Gerechtigkeit, der sich niemand aus Prestigegründen entziehen darf. Deshalb würde ich es auch für durchaus verfehlt halten, wenn die Geister sich an diesem Buch erhitzten und nun von irgendeiner Seite gegen dasselbe Sturm gelaufen würde. Was not tut, ist eine sachliche Stellungnahme sine ira et studio, und zwar hüben wie drüben. Dies um so mehr, als das Buch dem nachdenklichen Leser manche Fragezeichen aufgibt.

Das ganze Werk dient der einen und einzigen Absicht, durch genaue Aufzeigung der einschlägigen Schriften die Abhängigkeit des traditionellen katholischen Lutherbildes von den Kommentaren des Cöchläus bis tief ins 20. Jahrhundert hinein nachzuweisen. Da aber diese als höchst irreführend und parteisch vorausgesetzt werden, so wird dem Leser die ganze Fehlerhaftigkeit der katholischen Lutherdarstellung durch vier Jahrhunderte vor Augen geführt, und gerade dies — nicht so sehr jene Abhängigkeit — ist der beherrschende Eindruck, den das Werk hervorruft. Das Buch belegt durch zahllose Beispiele, wie die ganze Atmosphäre zwischen Katholiken und Protestanten durch Unsachlichkeit und persönliche Verunglimpfungen belastet und vergiftet war bzw. ist, was desto mehr gilt, als der Protestant jede Beschimpfung Luthers wie eine persönliche Beleidigung empfindet. Es ist freilich mit der Themenbegrenzung des Buches gegeben, daß hier das Schuldskonto nur der einen — katholischen — Seite aufgezeigt wird. So werden denn alle Ausschreitungen und Sünden der katholischen Lutherdarstellung, auch die schlimmsten und häßlichsten, vielfach im genauen Wortlaut festgehalten, nicht nur aus der wissenschaftlichen Literatur, sondern auch aus den erregten Streitschriften des Tages. Insofern bedeutet das Buch bei aller Beschämung für das *Corpus Catholicorum* doch eine Erleichterung; denn auch die Pro-

testanten werden auf diesem Gebiet kaum noch neue Gravamina entdecken können.

An alle Schriften legt der Verfasser den Maßstab des objektiv richtigen Lutherbildes, in dessen Besitz er sich mit einer etwas peinlich berührenden Sicherheit glaubt, und so findet er, daß die unzähligen katholischen Schriften in dieser Hinsicht fast ausnahmslos mangelhaft und verfehlt oder je nachdem gehässig, bösartig, maßlos, niederträchtig und schmutzig sind. Dabei scheint es oft, als ob er anerkennende Äußerungen über Luther ohne weiteres als Zeichen der Objektivität, abfällige als Beweis für Parteilichkeit ansche, obwohl man doch im Lobe wie im Tadel irren kann.

Daß auf das katholische Lutherbild und seine Verzeichnungen die Kommentare des Cöchläus direkt oder indirekt großen Einfluß ausgeübt haben, ist bei dem Ansehen des Zeitgenossen und Hauptgegners Luthers durchaus glaubwürdig. Über den *U m f a n g* dieses Einflusses mögen die Fachgelehrten sich mit Herte auseinandersetzen. Es bleibt nämlich die Frage offen, ob die einzelnen Autoren durch ihre grundsätzliche Einstellung und ihre leidenschaftliche Erregung nicht auch ohne Abhängigkeit von Cöchläus zu der gleichen Beurteilung gekommen sind. Freilich läßt sich auch die weitere Frage aufwerfen, ob die Auffassung der Reformation bzw. das Lutherbild bei den Katholiken nicht anders ausgefallen wäre, wenn Cöchläus von Luther eine „leidenschaftslose, in die Tiefe gehende, an die Seele des Mannes herankommende Darstellung“ (III 207) geboten hätte. Aber das sind mehr oder minder müßige und unentscheidbare Fragen. Jedenfalls läßt sich die Geschichte nicht nachträglich korrigieren.

Manchen der möglichen oder wahrscheinlichen Einwände hätte der Verfasser von vornherein die Spitze abgebrochen, wenn er nicht nur die Schriften und ihren Inhalt beschrieben, sondern auch in etwa ihr geistiges Milieu und die jeweilige Art der Polemik geschildert hätte. Viele der zitierten gehässigen Äußerungen wären heute unmöglich. Der Umstand allein, daß sie früher möglich waren, beweist, daß man sie damals anders empfand, als wir sie jetzt empfinden. Wenn Luther das „*Porci Papistae*“ in die Feder floß, ist ihm und seinen Lesern die darin liegende Beschimpfung wohl kaum zum Bewußtsein gekommen. Ganz anders, wenn heute Protestanten und Katholiken sich gegenseitig als Schweinhunde titulieren würden. Den Gegner persönlich herabsetzen und ihm ewige Fehde schwören, seinen Na-

men verhunzen und seine Lehre entstellen, ihm Teufelsverkehr oder Abstammung vom Teufel vorwerfen, ihn als Vorboten des Antichrists verschreien oder nach dem Tode in die Hölle versetzen usw., das alles gehörte doch lange Zeit zum eisernen Bestand der konfessionellen Polemik, von deren Eigenart sich auch Luther und die Reformatoren keineswegs ausgeschlossen haben. Das ist zwar den Fachkreisen geläufig, aber für viele Leser wäre ein solcher Hinweis doch aufklärend gewesen; denn bei dem Niedergang der Kultur ist jeder Schriftsteller jetzt mehr als je „sapientibus et insipientibus debitor“ (Röm 1, 14) und darf auch bei den so genannten Gebildeten nicht viel voraussetzen.

In der Darstellung des Verfassers stehen alle genannten Schriften gleichsam in einer Reihe und erscheinen zu sehr von ihrem Hintergrund losgelöst. Das gilt zumal von den eigentlichen Streitschriften, die erst verständlich werden, wenn man auch Inhalt und „Geist“ der Gegenschriften kennt. Dann sieht man erst, auf welch groben Klotz jeweils ein grober Keil gesetzt wurde. Oft verrät schon die Jahreszahl, daß eine Schrift während des Dreißigjährigen Krieges oder in der „Siedehitz“ des Kulturkampfes erschienen ist — was unser Verstehen vermehrt und unsere Entrüstung verringert. Hätte der Verfasser das beachtet, dann würde er z. B. die Tiraden einer verunglückten Jubiläumschrift, die mitten im Dreißigjährigen Kriege während der heißen konfessionellen Kämpfe in den Niederlanden und in der schwülstigen Sprache jener Zeit verfaßt wurde, nicht so ernst genommen haben (III 151—155; vgl. Duhr, Jesuitenfabeln, 4. Auflage, 1904, S. 506 ff.). Andere Streitschriften waren grobe Antworten auf den Überschwang und die antirömische Hetze der Lutherjubiläen.

Zwar bin auch ich der Meinung, daß die Katholiken nicht entschuldigt sind, wenn sie auf Beschimpfung mit Beschimpfung antworten. Aber menschlich ist das begreiflich, und der Historiker, der die Vergangenheit darstellt, sollte sie uns auch erklären. Aus dem Buche spricht ein strenger Ankläger oder Richter, der in ernster Untersuchung die Verstöße gegen Wahrheit und Liebe feststellt, aber es spricht kein Psychologe, der uns aus den Umständen der Zeit diese Tragödie der Irrungen verständlich macht. Gera de die Einsicht in die menschlichen Bedingtheiten, die den Weg der Vergangenheit bestimmten, zeigt uns ja die Notwendigkeit, erst die Affekte zu reinigen, ehe wir die Meinungen berichtigen, zeigt uns auch die

Notwendigkeit des radikalen Bruches mit der alten gehässigen, pharisäischen und darum unfruchtbaren Polemik, wenn sich das Verhältnis der getrennten christlichen Kirchen bessern soll.

Jedem Leser muß es auffallen, daß so viele Jesuiten auf der Anklagebank sitzen, aber er erhält keine genügende Erklärung für diese Erscheinung. Die Jesuiten waren eben die Hauptträger der Gegenreformation und haben sich auch später vielfach in der Apologetik und Kontroverstheologie betätigt. Sie waren immer „nahe am Feind“ und sind von ihren Gegnern wahrlich nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt worden. Da nun auch sie Kinder ihrer Zeit waren, haben sie auch deren Fehler geteilt und sind oft den „rabies theologorum“ verfallen. Es ist natürlich leicht, nachträglich den Soldaten in vorderster Front Mißgriffe nachzuweisen. Wie versöhnend hätte dagegen der Hinweis gewirkt, daß die ersten großen Jesuiten (Ignatius, Faber, Canisius) sich frei von Gehässigkeiten gehalten haben. Schrieb doch der erste Jesuit, der den deutschen Boden betrat, Peter Faber, am 7. März 1546 an Lainez: „Will man sich den von der Kirche Getrennten in unserer Zeit nützlich erweisen, so ist das erste Erfordernis eine große Liebe zu ihnen. Man muß sie mit wahrer Zuneigung umfassen und sich jene Gedanken aus dem Sinn schlagen, die irgendwie die Hochachtung gegen sie in uns vermindern könnten“ (Monumenta Historica S. J., Fabri Monumenta, Madrid 1914, 400). Wenn die Folgezeit sich an dieses echt christliche Programm nicht gehalten hat, so schmälerst das in keiner Weise das Verdienst, es in haßerfüllter Zeit aufgestellt zu haben. Findet sich bei Luther oder den anderen Reformatoren ein ähnlicher Ausspruch hinsichtlich der „Papisten“?

Damit komme ich auf das, was ich das psychologische Mißverständnis oder die methodische Fehlkonstruktion des Buches nennen möchte. Durch das Werk zieht sich unausgesprochen, aber deutlich spürbar das den Verfasser ehrende Bedauern, daß die früheren Generationen nicht jene sachlich-versöhnende Haltung eingenommen haben, zu der wir heute — freilich noch keineswegs auf der ganzen Linie — dank der ökumenischen Bewegung und unter dem Druck der ganzen Zeit- und Weltlage gelangt sind. Aber das scheint mir eine unhistorische Betrachtungsweise zu sein; denn die früheren Generationen hatten eben noch nicht die heutige Erkenntnis und versuchten auf anderen, freilich vergeblichen Wegen die Spaltung in der

Christenheit zu überwinden. Eine Lutherbiographie zu schreiben, wie sie Herte vorstellt, war für Cochläus einfach unmöglich; er hätte dazu die Schranken seiner Persönlichkeit und seiner Zeit durchbrechen müssen. Die heutige Betrachtungsweise auf längst vergangene Abschnitte der Geschichte übertragen, ist einer der bedenklichsten Irrtümer, in die ein Historiker verfallen kann. Die Bewertung muß von der Zeit des Geschehens ausgehen.

Auch von dem Lutherbild gilt, was Möhler von der Symbolik gesagt hat: Das „polemische Gepräge wird in seiner Notwendigkeit begriffen werden, sobald man einsieht, daß sich in den Schriften der Theologen nur die allgemein verbreitete Stimmung des Gemütes abspiegeln und das öffentliche Verhältnis der Parteien zueinander seinen gelehrteten Ausdruck finden konnte. Die gegenseitige Erbitterung im Leben, der immer drohende und auch wirkliche Kampf mit Waffengewalt und Heeresmacht drückte sich nur in den Schriften ab. Eine ruhige, mit Maß und Besonnenheit fortschreitende Darstellung ... war erst möglich, wenn im Leben selbst Ruhe eingetreten war und eine freie, unbefangene Erwägung des Gegenstandes gestattete“ (vgl. Geisemann: J. A. Möhler, Die Einheit der Kirche und die Wiedervereinigung der Konfessionen, Wien 1940, 97). Die Luther-Darstellung ist niemals eine rein wissenschaftliche Angelegenheit gewesen; sie war immer ein Teil, und zwar ein sehr erheblicher Teil des Kampfes für oder wider den Protestantismus, und so ist es noch heute. Das Lutherbild hüben und drüben spiegelt die jeweilige Lage zwischen Katholizismus und Protestantismus wider. Das gilt auch für so bedeutende und hochverdiente Gelehrte wie Janssen, Denifle und Grisar, bei denen man durchaus in Anschlag bringen darf, daß sie in der Zeit des Kulturmampfes, der Los-von-Rom-Bewegung und des Evangelischen Bundes lebten.

Solange Luther im geistigen Kampf der Konfessionen ein Stützpunkt oder ein Kraftfaktor ist, wird sein Charakterbild, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, in der Geschichte schwanken. Hier scheint sich allerdings in neuerer Zeit ein Umschwung vorzubereiten. Auch von evangelischer Seite werden — freilich vorab vereinzelt — Stimmen laut, die fragen, warum man sich denn für oder wider Luther so erregen solle; es komme ja gar nicht darauf an, was Luther gewesen sei und gelehrt habe, sondern was und wo die echte Lehre Christi sei. Da es

unserer Generation weniger um die Geschichte als um den für das Leben wichtigen Sachverhalt zu tun ist, liegt ihr solche Fragestellung nahe. Sollte sich diese Linie der Entwicklung fortsetzen, dann wird es um das Lutherbild ruhig werden; dann wird aber auch Luther seine geschichtliche Aufgabe erfüllt haben.

Eine besondere Lehre, die sich bei der Lesung des Werkes aufdrängt, möchte ich nicht unerwähnt lassen, weil sie für das Gespräch zwischen den Konfessionen von äußerster Wichtigkeit ist. Das Werk bestätigt an einem konkreten Beispiel die alte Erfahrung, daß es in der Wissenschaft und zumal auf dem konfessionellen Gebiete weit hin eine Abschriftstellerei gibt. Eine neue Darstellung bedeutet daher an sich keineswegs eine neue selbständige Untersuchung. Sind einmal falsche Angaben oder falsche Beurteilungen (ja selbst Druckfehler!) in die Literatur eingedrungen, so haben sie Aussicht, sich wie eine ewige Krankheit fortzuerben, zumal die Grundvoraussetzungen meist unbeschen übernommen werden. Der Grund liegt darin, daß die Gelehrten und Schriftsteller ihr Thema zu weit spannen und dadurch geradezu notwendig in Abhängigkeit von den Vorarbeiten geraten. Es empfiehlt sich deshalb, in umstrittenen Fragen stets auf die ersten, zuverlässigsten Quellen zurückzugehen und nicht unkritisch fremden Angaben zu trauen.

Der Verfasser hat selbst das Gefühl, daß sein Buch eine katholische Selbstanklage oder Sühneleistung darstellt und zur gerechten Auswirkung seiner Zielsetzung nach einer entsprechenden Ergänzung von protestantischer Seite ruft. Aber nach meiner Kenntnis der Lage besteht wenig Aussicht, daß ein protestantischer Theologe oder Historiker sich der beschwerlichen, unerfreulichen Aufgabe unterziehen werde, die Unzulänglichkeiten und Auswüchse der protestantischen Polemik genau zu registrieren. So droht dem Werke Hertes das Schicksal, allein auf weiter Flur zu bleiben, und damit die Gefahr aller einseitigen Schuldbeekenisse, von der Gegenseite mißverstanden und als polemische Rüstkammer mißbraucht zu werden. Daher kann ich nur Ihr Vorhaben billigen, in Ihrer angekündigten Besprechung in der „Zeitschrift für Kirchengeschichte“ Ihre Glaubensgenossen vor einem durchaus unangebrachten Triumphgeschrei zu warnen. Wir haben wahrlich hüben und drüben für lange Zeit genug vor der eigenen Tür zu kehren.

Uns beide aber möge das Buch in dem Bestreben bestärken, die sachliche, auf Verständigung und Versöhnung gerichtete Aussprache fortzusetzen, die ohne Bitterkeit und Rechthaberei nur der Wahrheit und Liebe dienen will. Das wird eine große, auf weite Sicht zu berechnende Aufgabe sein, wenn einmal das gewaltige Unwetter dieses furchtbaren Krieges sich ausgetobt hat.

In diesem uns verbindenden Geiste
grüßt Sie herzlichst

Ihr ergebenster
Max Pribilla S.J.

WEG ODER IRRWEG? Theologisches zu einem Roman

Seit langem ist Gertrud von Le Fort eine Zeugin dafür, daß die schwerste Not des Menschen seine religiöse Not ist und daß in dieser Not der eine dem anderen letztlich nur auf innerem Wege helfen kann. Wir bringen niemanden den Glauben, wenn wir nicht die Gnade des Glaubens auf ihn herabrufen, wir gewinnen niemanden für die Wahrheit, wenn wir ihn nicht durch Liebe zu werben suchen, wir bekehren niemanden von seiner Sünde, wenn wir nicht bereit sind, mit ihm zu sühnen. Die Innerlichkeit des Apostolates, die Geistigkeit der Sendung des Christen an seine ungläubigen Mitmenschen waren das Thema, das die Dichterin in ihren letzten Werken bis zur Überspitzung behandelt hat. Ihr neues Buch „Kranz der Engel“¹, das eine Fortsetzung des Romans „Das Schweißtuch der Veronika“ ist, führt dieses Thema kühn noch über das Frühere hinaus. Wieder finden wir die alte Meisterschaft der Dichterin, seelische Verläufe und Verwicklungen, die sich mehr aus dem Denken als aus dem spontanen Wollen ergeben, in erregender Weise sichtbar zu machen, und wieder handelt es sich um die Auseinandersetzung zwischen modernem Heidentum und modernem Christentum.

Das Buch heißt ein Roman, aber es ist in einem bestimmten Sinn zugleich mehr und weniger als ein Roman. Denn es geht letztlich nicht darum, zu erzählen, wie der Heide Enzio sich schließlich bekehrt und wie dadurch seiner Vereinigung mit der Christin Veronika nichts mehr im Wege steht, sondern die Geschichte der beiden soll zeigen,

wie in dem Zeitabschnitt, der hinter uns liegt, die Geister sich schieden, wo sie zusammenstießen, und wie sie versöhnt werden können. Wir haben also mehr als einen Roman vor uns, nämlich eine Allegorie der vergangenen Epoche des Geistes. Und das ist zugleich weniger als ein Roman, weil notwendig alles auf die rein gedankliche Kontrastierung hinauslaufen muß. Das mag ein Mangel sein, aber wir danken es der Dichterin, daß sie sich zu dem Verzicht der Abstraktion entschlossen hat und uns die Typen so eindeutig, ihre Handlungsweise so folgerichtig und die Lösung so zugespitzt darbietet, weil wir auf keine andere Weise so sicher in die Erkenntnis der Zusammenhänge, wie die Dichterin sie sieht, hätten eingeführt werden können. Das eigentlich Dichterische entfaltet sich am Detail, es hat dort genug Gelegenheit, seine ebenso hinreißende wie besänftigende Kraft zu offenbaren. Aber das Ganze ist ein Werk des denkenden Genius; es ist die Stellungnahme zu einem Problem, und als solche muß es gewertet werden.

Es ist die große Leistung des Buches, das verborgene Antlitz der Menschen zu enthüllen. Der Christ erkennt mit Bestürzung, wie er sich hätte vom Heiden unterscheiden sollen und wie wenig er es getan hat, und der Heide muß mit Entsetzen zugeben, daß er sich um ganze Welten tiefer vom Christen unterschied, als er es selbst geahnt hat. Es ist ein wahres Meisterwerk, wie die Fronten gegeneinander aufgeführt werden, und wenn auch nicht gesagt werden kann, daß auf beiden Seiten alle in Wirklichkeit vorhandenen Kräfte einander gegenübergestellt werden, so ist doch zu bewundern, wie glücklich der Platz für eine Überschau der gegnerischen Verhältnisse gewählt wurde und mit welcher Präzision die Aufstellung beschrieben wird. Um so bedauerlicher ist es, daß die Sicherheit des Blickes gerade in dem Augenblick versagt, wo es zum Treffen kommt. Denn die Lösung des Konfliktes, die der Roman bietet, wird doch — das muß bei allem Respekt vor der Höhe der dichterischen Leistung gesagt werden — auf einem Wege gesucht, der vom prüfenden Denken nicht ohne Widerspruch hingenommen werden kann.

Die Verfasserin macht es uns nicht schwer, zu wissen, was sie denkt, oder wenigstens, was ihre Heldin denkt. Sie läßt sogar, im Falle es etwa undeutlich werden könnte, immer eigens einen Brief von dem in Rom weilenden Pater Angelo an Veronika gelangen,

¹ München 1946, Verlag Michael Beckstein.